

Struktur und Zeit (8. Kapitel)

9.1

Innerhalb der Architektur und der Dramaturgie von *Soziale Systeme* markiert dieses achte Kapitel einen deutlichen Einschnitt. Musste sich der Leser in den vorangegangenen Kapiteln auf die Diskussion fachfremder Theorieangebote, etwa aus der Neurobiologie oder der Kybernetik, und damit einhergehend auf folgenreiche terminologische Umstellungen einlassen, setzt dieses Kapitel scheinbar an einem wohlbekannten und vieldiskutierten Begriff an – am Begriff der Struktur. Wer sich nun auf vermeintlich sicherem soziologischen Boden wähnt, wird allerdings schnell enttäuscht. Bereits im ersten Absatz weist Luhmann darauf hin, dass seine Systemtheorie den Begriff der Struktur gar „nicht vorrangig benötigt“ (SS 377). Soll es also in diesem umfangreichsten Kapitel aus *Soziale Systeme* um einen Begriff gehen, den Luhmann im Grunde für verzichtbar hält? Nein, denn dieses Kapitel handelt gar nicht von Strukturen. Es ist überschrieben mit „Struktur und Zeit“, und es ist das ‚und‘, in dem nicht nur der Schlüssel für ein Verständnis dieses Kapitels, sondern vielleicht sogar für ein Verständnis des spezifisch luhmannschen Zuschnitts von Systemtheorie liegt. Denn während Strukturen üblicherweise als invariant und zeitunabhängig, Zeit dagegen als offen und uneingeschränkt vorgestellt werden, kann man an diesem Kapitel lernen, Struktur und Zeit zusammenzudenken.

Der Strukturbegriff war, ob in der Linguistik, in der Literaturwissenschaft, in der Ethnologie, in der Philosophie oder in der Soziologie, einer der meistdiskutierten wissenschaftlichen Begriffe des 20. Jahrhunderts, und der Strukturalismus stellte für über zwei Jahrzehnte das beherrschende Paradigma innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften dar. Luhmann beginnt das Kapitel daher mit einer Auseinandersetzung mit zwei der wichtigsten Vertreter: Die Namen Claude Lévi-Strauss und Talcott Parsons stehen dabei für die wohl ehrgeizigsten und auch imposantesten Versuche, Einzelphänomene der sozialen Wirklichkeit auf eine dahinterliegende Struktur zurückzuführen. Der Vorwurf, den Luhmann beiden Positionen macht, richtet sich in erster Linie auf das Verhältnis von Strukturbegriff und Realität. Die Frage, ob Strukturen Abstraktionen der Realität oder Abstraktionen eines Beobachters sind, sieht Luhmann sowohl im Strukturalismus eines Claude Lévi-Strauss als auch im Strukturfunctionalismus eines Talcott Parsons systematisch ausgeblendet, was seiner Ansicht nach unweigerlich in epistemologische Ontologie bzw. analytischen Realismus mündet (vgl. SS 379). Ob man als Soziologe Handlungen jedoch deswegen beschreiben kann, weil man sie auf bereits vorausgesetzte Strukturerefordernisse zurückführt – wie Parsons – oder ob man sich dagegen für die Strukturiertheit von Handlungen interessiert – wie Luhmann –, sind zwei völlig verschiedene Dinge. An der Systemtheorie seines ‚Lehrers‘ Talcott Parsons, das hat Luhmann mehrfach betont, hat ihn daher auch in erster Linie die „Hermetik der Theorie“ (ES 40) abgeschreckt, die sich schon ästhetisch in der formalen Darstellung des berühmten AGIL-Schemas niedergeschlagen hat. Welche Theorieentscheidungen Luhmann selbst vorgenommen hat, um der Gefahr des Hermetischen zu entgehen, lässt sich an der Auseinandersetzung mit dem Strukturbegriff gut nachvollziehen. „[D]aß komplexe Systeme Strukturen ausbilden und ohne Strukturen nicht existieren könnten“ (SS 382), will seine Systemtheorie daher auch gar nicht leugnen, aber der Strukturbegriff des Strukturalismus bzw. des Strukturfunctionalismus erfährt in *Soziale Systeme* doch eine deutliche Modifikation. Wenn man so will, verpasst Luhmann dem Strukturbegriff hier eine operative Wendung. So verliert zwar der Begriff der Struktur „seine Zentralstellung“ (SS 382) innerhalb der Theorie, aber dieses achte Kapitel reagiert auf viele offene Fragen, die in den vorangegangenen Kapiteln aufgeworfen wurden.

9.2

Auf dem Weg zu diesem achten Kapitel konnte man als Leser bereits erfahren, dass Luhmann Systeme als autopoietische, also sich selbst und mit eigenen Mitteln reproduzierende Systeme begreift. Die Elemente, aus denen Systeme bestehen, sind Ereignisse; im Falle sozialer Systeme, für die sich Luhmann vor allem interessiert, sind es kommunikative Ereignisse. Da Ereignisse selbst aber nur von kurzer Dauer sind, stellt sich unweigerlich die Frage, wie es ereignisbasierten Systemen überhaupt gelingen kann, sich zu kontinuieren. Im Grunde ist das eine der klassischen Fragen der Soziologie: Wie und unter welchen Bedingungen kann eine Handlung an eine andere Handlung, bei Luhmann: Kommunikation an Kommunikation, anschließen? Und genau auf diese Frage geht dieses achte Kapitel ein, und es ist der Strukturbegriff, der auf diese Frage eine Antwort gibt.

So tautologisch es klingen mag, Strukturen strukturieren die Autopoiesis eines Systems von Ereignis zu Ereignis. Sie tun das, indem sie den Möglichkeitsspielraum der in einem System zugelassenen Anschlüsse einschränken, so dass in einer bestimmten Situation dann eben nicht mehr prinzipiell alles möglich ist. Strukturen leisten mithin die „Überführung unstrukturierter in strukturierte Komplexität“ (SS 383), sie beseitigen Kontingenz also nicht vollständig, aber sie machen, so könnte man sagen, Kontingenz handhabbar. Das ist ein wichtiger Hinweis, den es gerade vor dem Hintergrund aktueller Debatten um so genannte Praxistheorien (vgl. Reckwitz 2003) ernst zu nehmen gilt. Denn temporalisierte Ereignisse sind für Luhmann immer „Neukombinationen von Bestimmtheit und Unbestimmtheit“ (SS 395), und somit sind Kommunikationen grundsätzlich mit der Aufgabe konfrontiert, Unbestimmtheit zu bearbeiten, aber auch aufrecht zu erhalten, damit weitere Kommunikationsmöglichkeiten und auch -notwendigkeiten bestehen bleiben. Das heißt auch, dass jedem System immer ein notwendiges Maß an Unbestimmtheit inhärent sein muss, denn sowohl bei vollständiger Entropie als auch bei vollständiger Determination würde es aufhören, zu existieren. Es wüsste nicht, wie es weiter geht. Mithilfe des Strukturbegriffs gelingt es also, in den Blick zu nehmen, wie Systeme das Verhältnis zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit, zwischen der Einschränkung ihrer Möglichkeiten und der Aufrechterhaltung ihrer Möglichkeiten managen.

Damit ist allerdings noch nichts darüber ausgesagt, wie die beiden Begriffe ‚Struktur‘ und ‚System‘ zueinander stehen. Wo etwa sind Strukturen zu verorten? Haben sie überhaupt einen Ort? Luhmann weist darauf hin, dass Strukturen niemals außerhalb eines Systems situiert sind. Strukturen sind Strukturen *des* Systems, und kein System kann Strukturen aus seiner Umwelt importieren. Es wäre nun aber falsch, Strukturen als Bestandteile eines Systems aufzufassen, als hätten Systeme sowohl zeitflüchtige Anteile (Ereignisse) als auch zeitfeste Anteile (Strukturen) – so wie die Soziologie gerne Strukturen und Akteure voneinander unterscheidet: Strukturen als stabile Vorgaben und Akteure als strukturkritische Importeure von Kreativität (vgl. Schimank 2000). Für Luhmann muss das Verhältnis zwischen Ereignis und Struktur deutlich profilierter beschrieben werden. Anschaulich machen lässt sich das an der Figur der ‚Anschlussfähigkeit‘, die bereits im ersten Kapitel eingeführt wurde (vgl. SS 62). Die luhmannsche Idee der Anschlussfähigkeit will genau darauf verweisen, dass sich Ereignisse niemals bloß ereignen, sondern sich bereits immer in strukturierter Form ereignen. Systeme sind gezwungen, bestimmte Anschlüsse vorzunehmen und andere auszuschließen und durch diesen Ausschluss bereits wieder neue Anschlussmöglichkeiten zu eröffnen. Luhmann bringt das auf die bündige Formel: „Die Selektion von Einschränkung wirkt somit als Einschränkung von Selektionen, und das festigt die Struktur.“ (SS 385) Jedes Anschlussereignis ist somit ein neues Ereignis und zugleich aber auch ein Anschluss an ein vorhergegangenes Ereignis, es ist schon „immer strukturell vorkategorisiert“ und kann „doch immer neu erscheinen“ (SS 383).

Im Grunde interessiert sich Luhmann daher in diesem Kapitel auch gar nicht vorrangig für Strukturen, sondern viel eher für *Strukturbildung*, und diese ist ein unhintergehbare Aspekt der Selektion von Ereignissen, der *per eventum* geschieht und *post eventum* selektiv verarbeitet werden muss. Pointiert gesagt: Strukturen sind der Ereignishaftigkeit von Systemen nicht vorgeordnet, sondern werden im Sich-Ereignen erst erzeugt. Sie sind daher auch „nicht produzierender Faktor, nicht die Ur-Sache“ (SS 384) von Systemen, sondern sowohl Bedingung als auch Ergebnis von Systembildung. Denkt man diesen Gedanken zu Ende, ist es schlichtweg unmöglich, so etwas wie den Ort von Strukturen zu bestimmen. Strukturen dürfen daher auch nicht als abstrakte Makrophänomene gedacht werden, die über einer Mikroebene schweben und gesellschaftliche Praxis quasi von oben steuern. Und ebenso wie Luhmann die in

der Soziologie übliche Unterscheidung von Mikro/Makro unterläuft, unterläuft er auch die vermeintlich eindeutige Unterscheidung von Struktur/Praxis. Denn Strukturen gibt es, das ist der radikale Vorschlag, den dieses Kapitel macht, nur *in praxi*, es gibt sie ausschließlich in operativer Form. Sie tauchen in dem Moment auf, in dem ein System operiert. „Strukturen gibt es nur als jeweils gegenwärtige; sie durchgreifen die Zeit nur im Zeithorizont der Gegenwart, die gegenwärtige Zukunft mit der gegenwärtigen Vergangenheit integrierend.“ (SS 399)

Diese Konzeption des Strukturbegriffs erinnert stark an Edmund Husserls *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*.¹ Husserl hatte, mit Systemreferenz auf das Bewusstsein, gezeigt, wie sich so etwas wie eine Kontinuität des Bewusstseins durch ereignisbasierte Selektionen, also selbsterzeugte Einschränkungen ermöglicht und dadurch strukturiert. Modern gesprochen, schränkt ein Bewusstsein Unwahrscheinlichkeit ein, indem es den Möglichkeitsraum von Zukünften verknüpft. In Husserls Worten: Eine selbstevidente Kontinuität kann nur dadurch hergestellt werden, „dass fortgilt als noch Behaltenes, was nicht mehr erscheint, und in der die einen kontinuierlichen Ablauf antizipierende Vormeinung, die Vorerwartung des ‚Kommenden‘, sich zugleich erfüllt und näher bestimmt“ (Husserl 1962, 161). Bereits in Husserls Begrifflichkeit taucht also der Begriff auf, an den auch Luhmann den Strukturbegriff bindet: der Erwartungsbegriff.

9.3

Wenn Struktur als Einschränkung des Möglichkeitsspielraums eines Systems aufgefasst werden kann, geht daraus allerdings noch nicht hervor, wie soziale Systeme ihrerseits diese Einschränkung registrieren können. An dieser Stelle greift Luhmann auf einen Begriff zurück, der schon in seinen frühen Schriften an prominenter Stelle steht und dort zu Beginn der Ausarbeitung einer Systemtheorie bereits spätere Theorieentscheidungen entscheidend vorbereitet²: auf den Begriff der Erwartung. In sozialen Systemen treten Strukturen in

1 Siehe hierzu ausführlicher Nassehi (2012; 2008, 62ff.).

2 Hier vor allem FuF, 27ff. und Luhmann 1972, 31ff.

Form von Erwartungsstrukturen auf. „Erwartungen sind, und insofern sind sie Strukturen, das autopoietische Erfordernis für die Reproduktion von Handlungen. Ohne sie würde das System in einer gegebenen Umwelt mangels innerer Anschlußfähigkeit schlicht aufhören, und zwar: von selbst aufhören.“ (SS 392) Mithilfe des Erwartungsbegriffs unterstreicht Luhmann abermals, dass Systeme nicht als durch ihre Umwelt determiniert begriffen werden dürfen. Systeme können überhaupt nicht von Außen eingeschränkt werden, es ist vielmehr so, dass sie sich selbst einschränken, und zwar durch eigene Erwartungen. Indem Luhmann den Strukturbegriff an den Erwartungsbegriff bindet, umgeht er die klassische Unterscheidung von Subjekt und Objekt. Denn sobald Strukturen als Erwartungsstrukturen ausgewiesen werden, ist es unmöglich zu behaupten, Strukturen seien objektive, Erwartungen dagegen subjektive Angelegenheiten. Was hier als ‚Erwartung‘ bezeichnet wird, darf daher auch nicht als innerpsychischer Vorgang missverstanden werden, der gar nicht in das Aufgabengebiet der Soziologie fällt. Luhmann interessiert sich für Erwartungen als soziale Tatsache, als „Sinnform“ (SS 399). Der Begriff macht es möglich, zu beschreiben, wie sich Sinn so verdichten lässt, dass Systeme nicht mit prinzipiell allen Möglichkeit in einer gegebenen Situation rechnen müssen, sondern nur mit bestimmten Möglichkeiten. „Strukturbildung heißt also nicht einfach, Unsicherheit durch Sicherheit zu ersetzen. Vielmehr wird mit einem höheren Grad an Wahrscheinlichkeit Bestimmtes ermöglicht und anderes ausgeschlossen.“ (SS 417f.) Durch systeminterne Erwartungen gelingt es, Sinn derart zu generalisieren, dass im Einzelfall von konkreten, faktischen Zuständen abgesehen und somit „Verdichtungsgewinn“ (SS 397) erzielt werden kann.

Sichtbar werden Erwartungen überhaupt erst an Enttäuschungen. Zugleich ist es theoretisch nicht ganz einfach, Erwartungen empirisch sichtbar zu machen. Wollte man ein Beispiel konstruieren, dann käme man entweder auf psychische oder kommunizierte Erwartungen, aber nur sehr schwer darauf, worum es hier geht. Erwartungen sind bereits vorgängig jene Möglichkeiten minderer Unwahrscheinlichkeit, die sich im System etablieren bzw. immer schon etabliert haben. Erst wenn im System registriert wird, dass die Dinge anders laufen als „erwartet“, wird die Erwartung erst zu etwas, mit dem man ein Beispiel anreichern könnte. Man könnte vielleicht sagen, dass die Erwartungen zum blinden Fleck des Systems gehören – aber durchaus beobachtet werden können, was wie-

derum nur aufgrund bestimmter Erwartungen möglich ist. So kommt es durch Überraschungen, Brüche und Irritationen zur laufenden Reorganisation von Erwartungsstrukturen. Das heißt auch, dass Erwartungen nicht nur Projektionen in die Zukunft sind, sondern dass auch Erfahrungen aus der Vergangenheit in sie eingehen. An Erwartungen lässt sich daher eine „eine systemeigene Zeitlichkeit“ (SS 420) ablesen, wobei Zeit hierbei nicht als objektive Zeit vorgestellt werden darf. Mithilfe von Erwartungen gelingt es Systemen, die Zeit „gleichsam beweglich, nämlich in sich selbst verschiebbar“ (SS 419) zu organisieren. Nimmt man diesen Vorschlag ernst, ist Zeit kein linearer Übergang von der Vergangenheit hin zur Zukunft, sondern muss als Übergang einer Gegenwart zu einer nächsten Gegenwart gedacht werden, aus der sich je eigene Vergangenheiten und Zukünfte ergeben – exakt für diese Idee der radikalen Gegenwartsbasiertheit steht, darauf haben wir bereits weiter oben hingewiesen, die husserlsche *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* Pate.

An dieser Stelle lohnt es sich, auf den kurzen Abschnitt VI des Kapitels zum Thema Entscheidungen hinzuweisen. Auch Entscheidungen werden hier als Erwartungen rekonstruiert, und zwar als Erwartungen, die eine Handlung an sich selbst richtet. Auf nur wenigen Seiten gelingt es Luhmann, vieles von dem, was in der Soziologie als ‚choice‘ firmiert, dem Gegenstand angemessen zu verkomplizieren. Entscheiden heißt dann eben nicht bloß, eine Wahl zwischen zwei Alternativen vorzunehmen. Entscheiden heißt, eine durch die Entscheidung selbst erzeugte Zukunft zu projektieren, aus der sich die Gegenwart dann retrospektiv als Vergangenheit beobachten lässt.

Nun war bislang nur die Rede von einfachen Erwartungen. Luhmann ist aber Soziologe und so gilt sein Interesse in erster Linie Erwartungserwartungen, also denjenigen Fällen, in denen sich eine „Reflexivität des Erwartens“ (SS 412) beobachten lässt. Erst wenn Erwartungen generalisiert erwartet werden können oder genauer: Erwartungserwartungen generalisiert unterstellt werden können, kann Verhalten zeit-, personen- und situationsübergreifend koordiniert werden. Man rechnet anderen zu, dass sie von einem selbst bestimmte Erwartungen erwarten. Diese Formulierungen mögen zwar abstrakt klingen, aber es handelt sich hierbei keineswegs um theoretische Fingerübungen. Wer etwa das erste Treffen eines Liebespaares untersuchen möchte, wird sehen, dass Luhmanns Interesse letztendlich immer der Beschreibung empirischer Situationen gilt. Wer selbst schon mal so einen empirischen Fall erlebt hat, wird an sich beobachtet haben, dass

Handeln in solchen Situationen nur schwer auf transparente intentionale Begründungen zurückgeführt oder gar als Realisierung womöglich noch rationaler Ziele beschreiben werden kann, sondern in hohem Maße durch die Unterstellung von an einen selbst gerichteten Erwartungen motiviert wird. Das betrifft Umgangsformen ebenso wie die Wahl der Kleidung oder der Gesprächsthemen und sogar noch den einkalkulierten (also erwartbaren) Bruch mit Erwartungen.

Die Betonung auf Unterstellung soll deutlich machen, dass Verhaltenskoordination nicht als Abgleich oder als realer Aushandlungsprozess von Erwartungen gedacht werden darf. Sie vollzieht sich jenseits der Rationalität oder Intentionalität der Beteiligten. Sie ist also ein *emergentes* soziales Phänomen, das sich quasi hinter dem Rücken der Beteiligten ergibt. Die Idee der Erwartungserwartung verbietet es somit, sich das Soziale als Aneinanderreihung von Einzelhandlungen, als Aktions-Reaktionskette vorzustellen. Vielmehr gilt es, hier betont Luhmann Nähen zu den interaktionistischen Soziologien George Herbert Meads oder Herbert Blumers, „Handlungszusammenhänge“ (SS 413) als Zusammenhänge in den Blick zu nehmen – und genau aus diesem Grund hat sich Luhmann auch für den Kommunikationsbegriff und gegen den Handlungsbegriff als Grundbegriff seiner Soziologie entschieden; weil er sich leichter prozesshaft und nicht an die Aktivität eines einzelnen Akteurs gebunden denken lässt.

9.4

Indem Luhmann Strukturen als Erwartungsstrukturen rekonstruiert und damit betont, dass Erwartungen einer permanenten Überprüfung und Reorganisation ausgesetzt sind, macht er auch deutlich, dass der Strukturbegriff nur schwer als Gegenbegriff zu ‚Wandel‘ herhalten kann. Luhmann beendet dieses achte Kapitel daher mit einem kurzen Exkurs in Abschnitt XVII zum Thema Strukturwandel, der auch deswegen lesenswert ist, weil die luhmannsche Systemtheorie noch immer im Verdacht steht, eine ordnungsfixierte und konservative Theorie zu sein.

Luhmann beginnt diesen Exkurs mit der kontraintuitiven Feststellung, dass man von Wandel überhaupt „nur in bezug auf Strukturen“ (SS 472) sprechen kann. Da Ereignisse nur von kurzer Dauer sind, kann ihnen keinerlei Ände-

rungspotential zugeschrieben werden. Strukturen dagegen sind, wie weiter oben gezeigt, reversible Erwartungshorizonte, sie „garantieren trotz der Irreversibilität der Ereignisse eine gewisse Reversibilität der Verhältnisse“ (SS 472). Nur auf der Ebene von Erwartungen kann ein System eine Konsistenzprüfung eigener Festlegungen vornehmen und diese unter Umständen auch anpassen oder verändern.

Die Theorie optiert daher auch nicht entweder für Wandel oder für Struktur, sondern fragt danach, wie Wandel strukturiert wird bzw. wie Strukturen Wandlungsprozessen ausgesetzt sind. Im Grunde steht diese Auffassung quer zu allem, was üblicherweise mit dem Strukturbegriff assoziiert wird. Strukturen werden hier eben nicht als abstrakte, von der empirischen Realität losgelöste Muster konzipiert, sondern als operative Muster. Luhmann bricht geradezu mit der Vorstellung, Strukturen bedeuteten Stabilität, Invarianz und Beständigkeit. Wenn man mit den Mitteln der luhmannschen Systemtheorie überhaupt von Stabilität sprechen möchte, muss man sie als „dynamische Stabilität“ (SS 79) konzipieren. Die Frage nach Stabilität ist dann keine normative oder gar theorieleitende Frage, sie wird zu einer empirischen Frage. In der Soziologie fällt es bisweilen noch immer schwer, das zu vermitteln; zu bequem hat sich das Fach in seinen eigenen, lehrbuchhaften Unterscheidungen von Handlungs- vs. Systemtheorien, Struktur- vs. Praxistheorien oder Mikro- vs. Makrotheorien eingerichtet, und noch immer kann das Label ‚Systemtheorie‘ innerhalb des Faches als Chiffre für eine „Top-Down-Logik“ benutzt werden, die individuelle Ereignisse nur als Ausdruck vermeintlich stabiler Systemlogiken oder vermeintlich stabiler Systemimperative in den Blick nehmen kann. Es sollte aber deutlich geworden sein, dass Stabilität nicht Ausgangspunkt für systemtheoretisches Denken ist, sondern vielmehr das theoretisch zu Erklärende. Den Strukturbegriff benötigt Luhmann dafür in der Tat „nicht vorrangig“, er kann aber an ihm deutlich machen, dass sich Stabilität auch anders beschreiben lässt als bloß durch Rückgriff auf invariante und reifizierte Strukturen. Systemstabilisierung ergibt sich für Luhmann sozusagen induktiv durch strukturierende Ereignisgegenwarten von Ereignis zu Ereignis und nicht deduktiv, d. h. durch Ableitung aus einer dem System vorgeordneten Struktur. In diesem Zuschnitt lassen sich durchaus Parallelen zu Denkern wie Jacques Derrida, Gilles Deleuze oder auch Pierre Bourdieu herausarbeiten, die ebenfalls gegen den starren Strukturalismus ihrer Zeit und ihrer Lehrer die Dy-

namisierung und Temporalisierung des Strukturbegriffs vorangetrieben haben.³ Insofern verwundert es auch nicht, dass Luhmann seine Systemtheorie an anderer Stelle selbst als „eine eindeutig poststrukturalistische Theorie“ (SA6 60) ausweist.

Vielleicht müsste man sogar noch eine andere und aus unserer Sicht präzisere Bezeichnung dafür wählen. Was Luhmann mit diesem achten Kapitel von *Soziale Systeme* gelungen ist, ist die Etablierung einer *Theorie des Operativen* in der Soziologie. Hier wird wirklich ernst gemacht mit dem Anspruch, Systeme nicht als Hüter von Strukturen zu denken, sondern den operativen Aspekt der dynamischen Schließung aller Operationen im je eigenen System auf den Begriff zu bringen. Der Strukturbegriff stand einmal für die Unentrinnbarkeit gegenüber einer mächtigen, invarianten Einschränkung von Möglichkeiten. Luhmanns operative Theorie interessiert sich dagegen gerade für die Varianzmöglichkeit solcher Einschränkungen, die in jeder Gegenwart neu gegeben ist und mit der Systeme zurande kommen müssen. Eine solche Theorie wundert sich nicht über Veränderung, sondern über Stabilität. Sie ist angesichts der Komplexität der Welt das Explanandum. Am Beginn seiner Soziologie firmierte das unter der Problemformel der *Reduktion von Komplexität*.

Literatur

- Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, Husserliana VI, Den Haag 1962
- Luhmann, Niklas: Rechtssoziologie, Reinbek 1972
- Nassehi, Armin: Sozialer Sinn, in: ders. u. a. (Hg.): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich, Frankfurt/M. 2004, S. 155–188.
- Nassehi, Armin: Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit. Neuauflage mit einem Beitrag „Gegenwarten“, Wiesbaden 2008
- Nassehi, Armin: Edmund Husserl, in: Jahraus, Oliver u. a. (Hg.): Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2012, S. 13–18.
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie der Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg. (Heft 4/2003), S. 282–301.
- Saake, Irmhild: Theorien der Empirie. Zur Spiegelbildlichkeit der Bourdieuschen Theorie der Praxis und der Luhmannschen Systemtheorie, in: Nassehi, Armin u. a. (Hg.): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich, Frankfurt/M. 2004, S. 85–117.
- Schimank, Uwe: Handeln und Strukturen, München 2000

3 Vgl. für den Fall Bourdieu ausführlicher Nassehi 2004 und Saake 2004.